

(Nachdruck verboten.)

19)

Daniel Junt.

Roman von Hermann Stegemann.

Manette wies Daniel die Gruppe.

„Sie ist ganz vernarrt in das Bißle. Eine zweite Mutter. Wenn sie nicht so zart wäre wie ein Mädchen,“ sagte sie, als sie mit dem Finger auf die schwarze Gestalt zeigte, die unter dem Baume saß. Ein krähendes Jauchzen des Léon drang zu ihnen herüber durch die klare Luft. Daniel erwiderte kein Wort, aber ein starker Zwang kam über ihn, er ging über die Weide, die unter den Schritten schwoll und ihre Düste in die Sommer Sonne fandte, auf den Baum zu.

Berthe schlug schnell das Kleid über die Füße, aufstehen konnte sie nicht, denn der Léon kletterte auf ihr herum und trat ihr in den Schoß.

„Er quält Euch, der Schelm,“ sagte Daniel.

Sie hielt den Kleinen fest, von dem er sie befreien wollte.

„Laßt mir das Vergnügen, Monsieur Daniel, wir sind ja so gute Freunde, der Léon und ich.“

In ihren Augen tanzte das goldene Fünftchen, ein rosenroter Schein war über ihr Gesicht gebreitet. Sie trug keinen Hut, und die Finger Léons hatten in dem feinen blonden Gespinnst arg gehaust. Es ringelte sich wild um Stirn und Schläfen. Das eine Ohr war purpurrot, als hätte der Léon es geschulmeisteret.

Daniel streckte ihr die Hand hin.

„Wollt Ihr aufstehen, Berthe?“

Das „Madame“ brachte er nicht mehr über die Zunge. Und trotzig ließ er es aus, obwohl er sah, daß die kurze, vertraute Anrede sie genierte.

Als sie zauderte, nahm er den Léon beim Widel und schwenkte ihn neben sie ins Heidekraut. Da ergriff sie seine Hand, und er zog sie empor. Aber kaum stand sie aufrecht, so klammerte sich der Léon wieder an sie und wehrte den Vater, der ihn wegziehen wollte, mit Händen und Füßen und mörderischem Geschrei ab. Berthe bißte sich, um ihn zu beruhigen, und im Eifer streifte ihr zerzaustes Gelock Daniels Gesicht.

Da riß sie den Kleinen plötzlich empor und stammelte:

„Laßt mir den Kleinen. Ich bitte Euch, Daniel.“

Wie ein Schild hielt sie ihn gegen die Brust gedrückt.

Daniels Hände glitten von dem Knaben ab.

„Er hat Angst vor seinem Vater, der Straßenjunge. Ihr macht mich eifersüchtig, Mamsell Berthe.“

Ein heißes Leuchten war in seinen Augen, er hätte sie samt dem Léon in die Arme nehmen mögen. Es war ihm, als wär' sie noch das blasse Kind, das vor Jahren auf den Florimont kam, bald still und verträumt auf den Steinen und unter den Brombeeren saß, bald leicht und lustig in dem alten Haus herumstrich.

Sie wandte sich zum Gehen.

„Berthe,“ stieß er leidenschaftlich hervor.

„Daniel, Monsieur Daniel, laßt mich gehen,“ bat sie mit erlöschender Stimme.

Einen Augenblick noch sperrte er ihr den Weg, dann trat er beiseite, stumm, schwer atmend.

Sie drückte das Bißchen an sich und lief über die Wiese, aber das Kind war schwer, sie mußte langsamer gehen, immer langsamer, und die Last zog sie schier zu Boden. Doch sie hielt es fest.

„Sitz still, Léon, ich trag Dich. Ja, ja, Du bleibst bei mir,“ sprach sie ihm zu und küßte ihn mit heißem Mund auf den nackten, blanken Hals, unter das Ohr, daß er gelähmt von ihren brennenden Lippen laut aufschrie und ihr in das lose gesteckte Haar fahrend, Nadeln und Knoten löste.

Schwer fielen ihr die blonden Strähnen in den Nacken und rollten über das schwarze Kleid bis auf die Hüften. Der leichte Wind fing sich darin, die Sonne webte ihre Strahlen hinein, und Daniel schien es, als wallte das goldene Gespinnst über die ganze Alpweide und deckte die Gräser, die Steine, die Höhen, den Florimont, so weit er Namen hatte, und ein Duft stieg auf, der machte ihn trunken wie alter Wein.

Sie verschwand hinter der Hausecke, mit ihr der goldene Glanz. Windschief und grünlich hoßte die Ferne mit dem

angebauten Wirtshaus unter dem blauen Himmel und brannte ein schwarzes Loch in den grünen Weidgrund. Und der Daniel sah sie auf einmal, sie, das Berthele, in ein neues, zweistöckiges Gebäu treten, mit blühenden Fenstern und rotem Dach, mit weißen hohen Mauern, brausend von Schaffen und Leben, ein Haus, sein Haus, eins wie keins auf den Bergen, auf diesem seinem Berg, dem blühenden, gesegneten Florimont.

Dann trieb er sich ingrimmig die Faust in die Augenhöhlen, als müßte er das Bild erschlagen da drinnen und ging zu den Röhren.

Dem Berthele zitterte das Herz noch vor Schreck und Scham in der Brust, als es seine Frisur längst wieder in Ordnung gebracht hatte, und so oft es in den nächsten Tagen dem Daniel begegnete, fiel eine heimliche Angst über es, daß es darin flatterte wie in einem Vogelnest. Am Tisch wagte es kaum aufzusehen, nur zuweilen streifte sie ihn mit den Blicken, und dann sanken ihr die Arme unter der Last der Gabel. Den Léon ließ es nicht mehr von sich.

Eines Abends aber gab es kein Entrinnen. Sie waren sich nach dem Nachtessen im Flur begegnet, und Daniel ergriff ihre Hand.

„Kommt mit zu den Steinen, da oben am späten Abend, das ist das schönste auf dem Florimont. Das wißt Ihr ja noch, nicht wahr, Mamsell Berthe?“

„Sagt Madame,“ murmelte sie hilflos und folgte ihm hinaus.

„Madame? Nein, es gerät mir nicht,“ erwiderte er heftig.

Schweigend gingen sie das Sträßchen entlang und auf die Höhe. Bei jedem Schritt redten sich die Steine höher aus dem Boden, zuletzt drohte nur noch der Mönchsfelsen über ihnen. Dann waren sie oben und standen auf dem Rücken des Berges, der langgestreckt dalag, das schwarze Haupt im Tannenwalde begraben, mit übereinandergeschlagenen Armen, und schlief.

Sie sahen zuerst vom Aufstieg her ins Wälsche, wo blaue Schatten alle Hügel und Täler zudeckten. Ganz hinten zitterte noch ein blutiger Streif am Himmel. Als sie sich umdrehten, troch die Nacht aus der Rheinebene herauf und löschte alle Zeichen. Ein feiner, weißer Dunst schimmerte noch einen Augenblick aus der Gegend, wo das Müntertal in die Berge schnitt, dann verschluckte die Finsternis den letzten Hauch.

Lange standen sie schweigend und um sie strichen die Schatten.

„Es macht einem angst da oben,“ sagte Berthe, und ihre Stimme klang so klein und dünn in der Stille, daß sie noch mehr erschraf.

Da kam ein geisterhaftes Läuten vom Mönchsfelsen her, und eine große Gestalt, noch schwärzer als die Finsternis, wandelte an ihnen vorüber.

„Mein Gott, Daniel!“

Sie warf sich in seine Arme.

Er lachte leise und hielt sie fest.

„Aber Berthele, das ist ja ein Vieh, das noch umeinanderstoffelt in der Nacht, statt abzuliegen und zu läuen.“

Und er versetzte der Ruh, die dicht an ihnen vorbeistapfte, einen Schlag mit der flachen Hand. Mit einem drucksenden Schnauferverschwand sie in der Nacht.

Mit dem anderen Arm aber hielt Daniel Berthe fest, so sehr sie sich jetzt auch sträubte, nachdem sie sich beruhigt hatte.

„Berthele, lug, dort gehen der Nacht die Augen auf,“ flüsterte er und zeigte auf die Ferne, in der gelbe Lichter glänzten. Der Höhenwind hatte sich aufgemacht und strich über die grasigen Kluppen der Vogesen, in der Tiefe, wo die Wälder waren, rauschte es leise.

Berthe hatte keine Worte bereit, ein Gefühl köstlicher Ermattung und zugleich eine geheime Angst machten sie wehrlos.

Da raunte er ihr zu:

„Hör', Berthele: Was meinst, tāt's Dir gefallen auf dem Florimont? Bei mir, bei dem Léon? Und weißt Du, daß ich Dich das schon lang hab' fragen wollen?“

„Aber Daniel, ich bin im Leid,“ stammelte sie.

„Ich kann warten, Berthele, hab' ich so lang' gewartet, daß ich schier zu spät gekommen bin, so wart' ich leicht auch noch einen Winter. Und dort, schau', Berthe, dort kommt

Später ein Haus hin, groß wie ein Hotel, wo's eine Lust ist, d'rin zu schaffen. Dann wird die Straße breit und der Aufstieg leicht, dann gib't's Leben auf dem Berg. Da drüben im Wälschen, da stehen sechzig Kühe zu einer Ferme, warum soll's auf dem Florimont weniger haben! Hab' keine Angst, Berthele, Du sollst Knecht' und Mägde haben, ich brauch' Dich nicht zum Geschirren und Geschäften. Für sell bin ich da und Du für mich. Für mich allein, Berthele, verstehst Du?"

Sie stemmte die Hände gegen seine Brust, aber unwiderstehlich zog er sie an sich.

„Daniel, ich schrei um Hülf!“, stieß sie endlich hervor; da knickten ihre Arme, und sein Mund brannte auf ihren Lippen.

Sie wollte es wahr machen und schreien, aber über seinen wilden Küßsen verging ihr die Kraft dazu und mit der Kraft auch der Wille. Nun hing sie in seinem Arm, und das blasse Licht, das vom gestirnten Himmel in die Finsternis sickerte, floß über ihr weißes Gesicht. Sie hatte die Arme um seinen Hals gelegt und wußte nicht, ob ihre Füße sie noch trugen.

Erst als er sie noch einmal an sich presste, stammelte sie abgebrochen:

„Du tust mir weh.“

Er lachte, ein mitleidiges zärtliches Lachen, und ließ sie frei. Aber ihre Hand hielt er fest, und Berthele war froh, ihre Finger in der starken Faust zu fühlen. Daniel schöpfte die Brust tief voll Atem, ein mächtiger Drang war in ihm, am liebsten hätte er in die stille Bergwelt hinausgeschrien, daß der Schall über die Weiden geflogen wäre vom Col du Bonhomme bis zum Kahlen Wasen. Dort unten hockten sie in Thal, feige Lichtlein blinzelten von La Motte durch die Nacht, und auf der Allmend, in den Fernen, lagen sie auf dem Ohr und schliefen. Da kamen sie acht Tage vor Pfingsten herauf und zogen auf Michaeli wieder hinab, nutzten die Weid, grasten und butterten und lästeten, meteten ihr Vieh für den Sommer, um es im Winter wieder den Stallbauern da unten heimzuführen, und er, er war auf dem Berg geboren, saß Sommer und Winter auf der Weide, wenn sie blühte und grünte und rostete und froh, er hatte keine fremde Klaue im Stall und riß seine Kälber selbst auf die Welt. Und die da unten wollten ihn regieren, ihn und den Berg kommandieren!

Er lachte dumpf, ein grimmiges Gelächter, vor dem das Berthele zu Tode erschrak. Aber da packte er die schlaffe, jungferlich zarte Gestalt plötzlich um den Leib und hob sie in die Höhe.

„Siehst Du, Berthele, das alles ist mein, von den Steinen bis hinab zum Wald, hier tanzen die Erdwibele und dort unten, wo der Schlatten sich durch den Wald gefressen hat, haust noch ein Schragmännle, aber mir tun sie nichts.“

„Jesus Maria, Daniel, was redest Du da!“ unterbrach sie ihn und strebte hinab.

Aber er schwang sie noch höher, daß seine Arme ihre Kniee umspannten und sein Ohr an ihrer Brust lag und das ängstliche Pochen ihres Herzens hörte, und fuhr fort:

„Se, ihr Stein“, he, Mönchsfelsen, alter Schächer und ihr andern lahmen Krotten, und ihr, ihr Küß und Kälber, und Wald und Weid, seht ihr sie, die da, sagt ihr, wem ihr seid und wer Herr ist da oben!“

Selbst hallten die Worte in der stillen Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Tammany.

Das Wort Tammany ist jedem bekannt, der sich ein wenig um amerikanische Politik kümmert. Es hat eine ominöse Bedeutung gewonnen und ist meist gleichbedeutend mit Korruption, Claque-wirtschaft und allerlei politischen Schwindel.

Vom Tammany-Ring spricht man und denkt dabei an den festen Ring von Politikern der demokratischen Partei, der zum Schaden der Stadt New York einen maßgebenden Einfluß ausübt. Tammany Hall sagt man wohl auch, und diese Bezeichnung ist in Amerika die gebräuchliche, in Verbindung mit dem großen Gebäude der Klub-halle Tammanys in New York.

Wenig bekannt ist die interessante Vorgeschichte dieses politischen Klubs mit den indianischen Namen. Es war ein guter, gesunder Stamm, dessen entarteter Sproß das spätere Tammany wurde. Der große Häuptling vom Stamm der Delawaren hat es sich nicht träumen lassen, daß die verhassten Blaggesichter ihre Schandtaten soweit treiben würden, daß sein guter Name besudelt dastehet vor der ganzen Welt und bis auf unsere Tage.

Unter Coopers Indianergeschichten, die in mancher Knabenseele helle Begeisterung erweckten und den sehnlichen Wunsch, hinüberzuziehen in die amerikanischen Wälder, die Wigwams der Indianer zu überfallen,

auf den Prairien die Büffel zu jagen und wunderbare Abenteuer zu erleben, haben sich die Ledertrumpf-Erzählungen stets großer Beliebtheit erfreut. Darin spielt der alte Häuptling Tammany eine große Rolle, und Cooper hat eine historische Persönlichkeit sich zum Muster genommen.

Von Tammany erzählt die Ueberlieferung im Stamme der Delawaren, daß er ein großer Weiser und gewaltiger Krieger war, ausgestattet mit allen Eigenschaften, die für den Indianer das Ideal eines großen Mannes oder eines Halbgottes darstellen. Seine größte Ruhmesthat war, wie die Sage berichtet, daß er in einem heißen furchterlichen Kampfe den „Bösen Geist“ bezwungen hatte.

Die Weisen, die davon hörten, waren überzeugt, daß dieser böse Geist der Indianer nur der Teufel gewesen sein könne und sie teilten den Respekt der Indianer vor dem alten Häuptling, der unter den amerikanischen Soldaten große Popularität gewann. Das zeigte sich, als die Revolution der dreizehn Kolonien gegen England im Jahre 1776 in hellen Flammen ausbrach. Den englischen Truppen hatte man als besonderen Kirchentrost den heiligen Georg, den Drachentöter, mitgegeben; das war ihr Schutzpatron, den sie um Hülf anrufen konnten, wenn's Not tat. Die Amerikaner aber suchten nach einem größeren Schutzpatron und erkoren sich jenen alten Häuptling der Delawaren, der sogar den Teufel bezwungen hatte und darum weit mächtiger sein mußte als ein Drachentöter.

Der neue Heilige erhielt den Namen Sanct Tammany und ein Kalendertag wurde ihm geweiht, nämlich der 12. Mai. Dieser Tag wurde lange zur Erinnerung an den alten Häuptling feierlich begangen und ganz den indianischen Gebräuchen gemäß. Wenn der 12. Mai kam, so rüstete man bei den pennsylvanischen Truppen wie zu einem großen Feste. Die Pennsylvanier waren es, die zuerst Sanct Tammany zu ihrem Schutzpatron machten und ihm die größten Ehren erwiesen. Alle Teilnehmer am Feste verkleideten sich als Indianer, die sich malerisch in einem hergerichteten Wigwam lagerten und auf das Erscheinen des Häuptlings Tammany warteten. Diese Rolle spielte ein besonders prächtig gekleideter Alter, der eine kräftige Ansprache halten mußte, nach deren Schluß alle Krieger sich erhoben und mit wildem Geheul und unter komisch schredlichen Geberden einen indianischen Kriegstanz aufführten.

Es war eine Art Maskenfest und gefiel den Soldaten außerordentlich. Es dauerte gar nicht lange, so machten die Pennsylvanier Schule, auch die übrigen Truppenkörper hatten am 12. Mai ihre St. Tammany-Feier.

Von den Soldaten pflanzte sich der Brauch fort auf die Bürgerkreise. In Philadelphia und in kleineren pennsylvanischen Ortschaften entstanden Tammany-Gesellschaften und übertrugen diese Neuheit auf andere Städte. Indianer zu spielen war ein Hauptvergnügen geworden, aber es wurde oftmals zu viel Feuerwasser dabei getrunken und die Friedensspeise machte nicht immer so ruhig und würdig die Kunde wie in den Wigwams der echten Rothhäute.

Bei den Soldaten kamen besonders viele Ausschreitungen vor und zuweilen lag es nur an dem Mangel der Geschicklichkeit, daß nicht einer den anderen staltpiert hätte. Das wurde schließlich so toll getrieben, daß das Kriegsministerium im Jahre 1812 ein bestimmtes Verbot der St. Tammany-Feier für die Armee erließ. In den Kreisen der Bürger verlor sich der Brauch, nachdem der Reiz der Neuheit vorbei war, und die Tammany-Gesellschaften lösten sich langsam auf, ausgenommen in New York.

Dort hatte der im Jahre 1789 von William Mooney gegründete Columbia-Orden sich des St. Tammany angenommen. Der Patron des Ordens, Christoph Columbus, mußte dem neuen Heiligen weichen. Tammany Society of the Columbia Order nannte sich der Klub und ließ sich unter diesem Namen später, am 9. April 1805, unter die mit bestimmten Rechten ausgestatteten New Yorker Gesellschaften eintragen.

Die Grundsätze dieser Vereinigung waren Menschenfreundlichkeit und Nächstenliebe. Man verband sich brüderlich zur gegenseitigen Hülf und Unterstützung im Unglück und war auch für gemeinnützige und edle Zwecke außerhalb des eigenen Kreises stets zu haben. Die Mitglieder konnten sich unbedingt auf einander verlassen, das Prinzip der gegenseitigen Förderung, besonders in geschäftlichen Dingen machte die Gesellschaft stark, reich und angesehen. Bald trat der Klub auch öffentlich hervor.

Gleich in der ersten Zeit seines Bestehens, im Jahre 1790, fand er eine originelle Gelegenheit, für das Gemeinwohl einzutreten und der jungen, amerikanischen Nation einen großen Dienst zu leisten.

Die Regierung befand sich in schlimmer Verlegenheit; es waren Streitigkeiten mit den Creel-Indianern ausgebrochen, die im Südwesten des Landes zahlreich vertreten waren, und die Rothhäute drohten, sich auf den Kriegspfad zu begeben. Das war damals noch eine gefährliche Drohung, die einen Todeschreden in Hunderte von Ansiedelungen trug.

Heute wird nur von einem Aufstand oder einer Auflehnung der Indianer gesprochen, und kein Blaggesicht zittert um seine Farm, um Weib und Kind oder gar um seinen Stalp. Kaum, daß einige Zeitungsleser sich dafür interessieren; es gilt als selbstverständlich, daß die nächste Militärstation den telegraphischen Befehl erhält, einige Kompagnien nach da und dort zu senden und den Aufstand blutig niederzuschlagen. Mancher mächtige Indianerstamm ist zusammengeschmolzen zu einer kleinen Bande, die im Glend verkommt. Heute gibt es kaum noch eine Viertelmillion Indianer in den

Vereinigten Staaten, und darunter wurden im Zensus vom Jahre 1900 187 000 steuerzahlende aufgeführt.

Ein steuerzahlender Indianer — wie weit es die Kultur doch bringen kann! —

Freilich in Coopers Indianergeschichten hätte selbst der letzte der Mohikaner nicht mit einer Steuerquittung auftreten dürfen; jeder Leser wäre mit seinem Tode am Marterpfahl sofort einbestanden gewesen.

Damals, vor mehr als hundert Jahren waren die Indianer noch zu fürchten. Die Regierung bemühte sich sehr um Erhaltung des Friedens, denn man brauchte Ruhe im Lande. Die Häuptlinge des feindlichen Stammes wurden zu Unterhandlungen eingeladen und gebeten, nach New York zu kommen. Sie nahmen die Einladung an und machten sich auf die Reise. Als diese Nachricht in New York eintraf, war die Aufregung groß. Man wollte alles mögliche tun, um einen recht günstigen Eindruck hervorzurufen. Bei dem eigenartigen ersten und würdigen Auftreten der Indianer war eine vorsichtige Behandlung geboten, doch galt es, irgend etwas Besonderes zu leisten, um ihnen eine wirkliche freundschaftliche Gesinnung zu beweisen. Da kam die Tammany-Gesellschaft der Regierung zu Hilfe und bot sich an, für die Unterhaltung der Gäste zu sorgen. Gern wurde dieser Vorwand angenommen und Tammany zeigte sich der selbstgestellten Aufgabe gewachsen.

Wie bei der Feier des St. Tammany-Tages, nur noch viel großartiger und dem Ernst der Situation angemessen, wurde ein großes Wigwam aufgeschlagen und alle Mitglieder des Klubs versammelt sich als Indianer. Man bemalte sich die Gesichter nach indianischer Art, setzte große Federhauben auf und legte den besten indianischen Kriegsschmuck an. An glänzenden bunten Gewändern wurde nicht gespart; Tomahawks und Stalpiermesser blühten; die Friedenspfeifen lagen in Bereitschaft, und mit großem Pomp und erster Feierlichkeit, nach allen Regeln indianischer Gastfreundschaft wurden die fremden Gäste empfangen.

Die Häuptlinge konnten ihre Ueberraschung kaum verbergen, sie fühlten sich geehrt und waren offenbar hoch erfreut über diesen Empfang. Die Tammany-Leute benahmten sich so taktvoll und klug, daß die Häuptlinge sich bald geneigt zeigten, mit einem so liebenswürdigen Feinde Frieden zu schließen.

Durch diesen hübschen Erfolg wurde das Ansehen des Tammany-Klubs außerordentlich gehoben. Die Feier des Tammany-Tages blieb für New York lange Zeit ein öffentliches Ereignis und gelegentlich beteiligten sich sogar der Präsident Georg Washington und Mitglieder seines Kabinetts an der Feier. Bald galt es in New York als eine Ehre und ein Vorzug, Mitglied des Tammany-Klubs zu sein, und um diese Ehre bewarben sich die besten Männer.

Damit wurde der Klub politisch wichtig; ja die Politik wurde bald die erste und größte, später die einzige Aufgabe Tammanys. Nicht nur in städtischen Angelegenheiten, sondern auch im Staate und bei den Nationalwahlen zeigte sich Tammanys wachsender Einfluß. Im Jahre 1800 war Tammanys Wirken von Bedeutung, um Thomas Jefferson zum Präsidenten zu wählen. Aaron Burr, der ein persönlicher Freund von Mooney, dem Führer von Tammany war, wurde Vizepräsident.

Tammanys Hauptgebiet blieb die mächtig emporkommende Stadt New York. Der Einfluß des Klubs auf die Stadtverwaltung wurde gesucht und oft durch Bestechungen gewonnen. Es boten sich zahlreiche Gelegenheiten, Handel mit diesem Einfluß zu treiben; die Korruption fraß sich ein, Tammany wurde berüchtigt. Leute wie William Tweed bemächtigten sich der Führerschaft und Tammany warf sich auf New York wie ein Tiger, der Blut geleckt hat, auf seine Beute. In den sechziger Jahren bildete sich eine wahre Schreckensherrschaft unter Tammany. Schamlose Ausbeutung und Bereicherung auf öffentliche Kosten waren an der Tagesordnung. Die Bestechung der Beamten war allgemeine Regel; die Rechte der Bürger wurden mit Füßen getreten, und die Stadt mußte eine lösschleudende Schuldenlast übernehmen.

Gegen diesen Mißbrauch der öffentlichen Gewalt setzte endlich eine starke Gegenströmung ein, im Jahre 1871 wurde Tammanys Macht gebrochen. Tweed selbst mußte ins Zuchthaus wandern, wo er 1878 starb. Die Bürger wählten die Gegner Tammanys in die Verwaltung. Aber der Klub erholte sich von seiner Niederlage und unter der Führung des geriebenen Politikers Richard Croker nahm er an Bedeutung zu und eroberte sich seine Macht zurück, in welcher er sich mit abwechselndem Glück behauptete. Gegenwärtig sieht der Klub unter Charles Murphy wieder mächtig da und bestimmt darüber, wer Bürgermeister dieser Stadt von vier Millionen Einwohnern werden soll; er bestimmt darüber, welche Personen die anderen wichtigen Ämter besetzen sollen. Nur mit größter Mühe kann die Gegenpartei, die republikanische, ihre nicht minder heutzutage Kandidaten zum Siege und an die Krippe führen. Im Jahre 1901 gelang es den Republikanern, ihren Kandidaten zum Bürgermeister zu machen, aber 1903 eroberte sich Tammany die Macht zurück. Tammany herrscht gegenwärtig, wenn auch seine Machtfülle sich nicht mehr so brutal zeigen darf wie in der „Glanzperiode“ des Klubs. Nicht unzubringen, zäh wie eine Kage kommt Tammany immer wieder auf die Beine.

Als Kage der gefährlichsten Art, als blutiger Tiger wird Tammany in den Zeichnungen der Witzblätter, auf Plakaten etc. dargestellt. Vor einigen Jahren wurde während einer Wahlagitation in einem großen Schaufenster am Broadway in New York ein lebender Tiger ausgestellt mit einem Hinweis auf Tammany. Ueber

dem Käfig befand sich ein Plakat, auf dem in weithin sichtbaren Lettern zu lesen war: „Bürger New Yorks, wollt Ihr diesen Tiger auf Euch loslassen?“

Natürlich mußte jeder, daß Tammany Hall gemeint war. Die Bürger lassen diesen Tiger immer wieder auf ihre Stadt los und erheben umsonst nachher ein großes Geschrei, wenn er seinen Beutezug unternimmt. —

Arthur Baar.

Kleines feuilleton.

k. Straßengeleise im Altertum. Es hat lange gedauert, ehe man in der Neuzeit auf die Anlegung von Schienentwegen zur Erleichterung der Beförderung von Wagen gekommen ist, und ihre besondere Bedeutung haben sie nur für die Eisenbahnen und Straßenbahnen gewonnen. Dagegen hatte man im Altertum schon vielfach auf öffentlichen Straßen, die viel befahren waren, Geleise durch Einschnitte in den Boden hergestellt. So fanden sich auf einer römischen Straße in den Dauphiné-Alpen neuerdings bei dem Tor von Vons-en-Oisans deutliche Spuren solcher Geleise. Aus diesem Anlaß stellt Albert de Rochas in „La Nature“ das wichtigste Material über diese merkwürdige Einrichtung auf antiken Straßen zusammen. Man findet in Griechenland und Sizilien zahlreiche Beispiele dafür, namentlich auch an den Toren von Athen auf dem Wege, der direkt vom Piräus nach der Agora führt, auf der großen Straße von Sparta nach Helos und in der Umgebung von Orchomenos und von Syrakus. Schon Ernst Curtius hat in einer Abhandlung über die Geschichte des Wegebaues bei den Griechen, die er 1855 veröffentlichte, diese Erscheinung studiert. Wenn der Boden der Straße, so führte er aus, nackter Fels oder Stein war, über dem nur eine dünne Erdschicht lagerte, so gaben sich die Griechen nicht die Mühe, die Chauffee in ihrer ganzen Breite fahrbar zu machen, sondern sie begnügten sich mit einer oberflächlichen Nivellierung und machten dann für die Räder der Wagen sehr sorgfältig angelegte Einschnitte, so daß der Wagen leicht und sicher in dieser Rinne auf einer völlig glatten Oberfläche lief. War der Boden zwischen den beiden Einschnitten zu holperig oder zu ungleich, so streuten sie Sand oder Kies. Auch Guhl und Koner weisen in ihrem Buch über „Das Leben der Griechen und Römer“ darauf hin, daß noch heute Griechenland von Straßen durchzogen wird, auf denen man die künstlichen Einschnitte, die als Geleise für die Wagen dienen, sieht. Auf diese Art konnten Götterstatuen und Kultgegenstände bequem von einem Ort zum anderen gebracht werden. Ebenso schreibt der englische Reisende Mure von diesen Einschnitten, die er auf antiken Straßen beobachtet hat: „Wenn ich von Radspuren spreche, so meine ich damit nicht eine Ausbuchtung, die durch lange Benutzung der Straße oder durch Vernachlässigung auf einem ebenen Wege entstanden ist, sondern absichtlich gemachte Einschnitte oder Rinnen, die genau in der Spurenbreite der Wagen von einander entfernt laufen und den Zweck haben, die Räder in einer bestimmten Richtung zu halten und die Bewegung auf einem felsigen unebenen Boden zu erleichtern. Sie entsprechen durchaus unseren Eisenbahnschienen, so daß man sie sehr wohl als „Steinschienen“ bezeichnen kann.“ Diese Ähnlichkeit der Vorrichtung mit der Anlage unserer modernen Straßenbahnen wird noch dadurch vervollständigt, daß es Ausweichkurven gab, die, in richtigem Abstand angelegt, das Kreuzen zweier Wagen auf dem einzigen Geleise gestatteten. Man kann dies sehr genau auf dem Wege von Sparta nach Helos beobachten. Man kann sich vorstellen, in welche Verlegenheit die Führer zweier in entgegengesetzter Richtung fahrender Wagen gerieten, wenn sie sich auf solchen Straßen begegneten, ohne daß Ausweichgeleise vorhanden, oder wenn sie sehr weit entfernt waren, und keiner der Führer umkehren wollte. Auf einer griechischen Inschrift finden wir denn auch, daß man einem abreisenden Freunde einen „glücklichen Einschnitt“ wünschte, und es war dies durchaus kein überflüssiger Wunsch; denn ein unglücklicher Einschnitt war es ja gewesen, der den tragischen Tod des Laios von der Hand seines Sohnes Oedipus herbeigeführt hatte, — so wenigstens interpretiert Caillemet die Tatsache, daß die beiden mit ihren Wagen so aufeinander gerieten, daß sie einander nicht ausweichen konnten. Derselbe Gelehrte wies auch darauf hin, daß die griechischen Straßen immer einseitig angelegt waren; ein stärkerer Wagenverkehr, der doppelte Geleise erfordert hätte, war bei den Griechen noch nicht vorhanden, da sie gewöhnlich zu Fuß reisten; glaubten doch auch die an fremde Herrscher geschickten Gesandten von Athen durchaus nicht, daß es gegen ihre Würde verstieße, wenn sie sich zu Fuß an den Ort ihrer Bestimmung begäben. Dabei waren die Athener sehr freigebig gegen ihre Gesandten, die auf Kosten des Staatschatzes reisten. Wahrscheinlich war der Abstand der Räder für alle Wagen in den Ländern, die unter griechischem Einfluß standen, gleich. Bisher waren die Spurweiten der Straßengeleise jedoch noch nicht gemessen. Auf der jetzt in Frankreich entdeckten römischen Straße betrug die Entfernung der beiden Einschnitte von einander genau 1,44 Meter. —

— Vom ältesten Kupferhandel. Seit längerer Zeit befanden sich im Museum von Cagliari auf Sardinien einige eigentümlich gestaltete Kupferbarren, 72×32 Zentimeter groß im Durchschnitt und 27 bis 33 Kilogramm wiegend. Auf allen befanden sich lineare Zeichen, die mit dem Meißel eingehauen waren. Diese

Barren oder Kuchen waren gegossen und bestanden aus reinem Kupfer; ihr Fundort war die Serra Nigi auf Sardinien — daß sie dort aber ihren Ursprung nicht haben konnten und sehr alt waren, war von vornherein klar. A. Rigorini in Rom hat jetzt in einer Wroschüre den Ursprung nachgeliefert und damit zugleich einen Beitrag zum ältesten Kupferhandel geliefert. Da die Barren eine ganz eigentümliche Form haben, so mußte es auffallen, daß 1896 ein ganz gleiches Stück von 37 Kilogramm Gewicht zu Entoni aufgefunden wurde, das den Buchstaben η des cyprischen Alphabets trug. Dann kamen wieder auf Kreta bei Hagia Triada vor zwei Jahren solche Barren zum Vorschein, alle den sardischen gleich. Dazu gesellte sich ein identischer Fund aus dem Meere bei Euböa, welcher sich im Museum zu Athen befindet. Diese alle von den Ufern des Ägäischen Meeres stammenden Barren enthüllen uns also den Ursprung der sardischen Exemplare, und die Charaktere, welche sie tragen, finden sich wieder am Palaste von Phästos und auf den Inschriften von Hagia Triada (Kreta), die durch die italienische Expedition unter Peribeni bekannt geworden sind. Die Barren gehören dem zweiten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung an, und ähnliche sind auch dargestellt unter den Tributgaben für Thutmes III. in dem Grabe von Nesmara (Theben). —

t. **Wie eine Epidemie entsteht.** Es ist mitunter recht schwierig, den Ursprung einer Epidemie festzustellen. Dabei kommt es selbstverständlich gar nicht darauf an, welchen Umfang die Seuche annimmt, denn schließlich beginnt sie immer mit einem ersten Krankheitsfall. Müßen sich denn auch die Behörden und Ärzte vor allem darum kümmern, daß die Epidemien in ihrer Verbreitung beschränkt werden, so ist doch die Aufklärung über die Art und den Weg ihrer Einschleppung von größter Wichtigkeit. In dieser Hinsicht ist ein Bericht beachtenswert, den der englische Major Garner geliefert hat, obgleich er sich auf ein Land und eine Krankheit bezieht, die uns beide glücklicherweise ziemlich fern liegen. Anfang September vorigen Jahres trat in dem ägyptischen Dorf Seffaya eine als Pest bezeichnete Seuche auf. Die Sterblichkeitsziffer war, wie nun erst festgestellt wurde, schon seit einigen Wochen im Steigen begriffen gewesen. Die Ärzte sahen sich durch diese Nachricht in hohem Maße überrascht, weil in dieser Jahreszeit niemand die Gefahr einer Pestepidemie ins Auge gefaßt hatte. Es fanden daher besonders gründliche Nachforschungen statt. Zunächst wurde die Krankheit durch Vermittlung von Laboratorien untersucht, und die bakteriologischen Sachverständigen gaben das Gutachten ab, daß es sich gar nicht um Pest handeln könnte. Auch der klinische Befund in den Krankenhäusern sprach gegen diesen Verdacht. Die Kranken waren ausschließlich Frauen, sämtlich über 35 Jahre alt, und es fanden sich unter ihnen auch nicht zwei Fälle, die aus demselben Haus oder auch nur aus benachbarten Wohnungen gestammt hätten. Der Tod trat fast immer innerhalb 1½ Tagen nach Ausbruch der Krankheit ein. Die Patienten klagten über heftige Schmerzen über dem Brustbein und behielten ihr Bewußtsein bis zum letzten Atemzug. Einige Tage später kam eine Frau unter ärztliche Behandlung, die an einem bösartigen Geschwür litt, noch zwei Tage später ein Mann mit Milzbrand. Nun entstand der Verdacht, daß auch die anderen Todesfälle auf diese Krankheit zurückzuführen wären, und in der Tat wurde an verschiedenen dem Tode verfallenen Kranken Milzbrand der Lunge festgestellt. Der Milzbrand ist eine Krankheit, die hauptsächlich bei Tieren vorkommt, aber auch auf den Menschen übertragen werden kann. Sie ist wohl auch unter dem Namen der sibirischen Pest bekannt und immer sehr gefährlich, obgleich beim Menschen nicht ganz unheilbar. Ein gewisser Fingerzeig auf den Ursprung der Epidemie war also danach gegeben, und man vermutete zunächst, daß die Ansteckung durch Vieh oder nur durch Häute oder Wolle veranlaßt worden wäre. Da aber in dem fraglichen Bezirk gleich nach dem ersten Erscheinen der für Pest gehaltenen Krankheit die größten Vorsichtsmaßregeln mit Bezug auf Desinfektion, Verbrennung allen Unrats und Beschränkungen des Verkehrs getroffen worden waren, so mußte ein derartiger Zusammenhang als geradezu unmöglich betrachtet werden. Man forschte nun weiter unter den Schäferherden in einem Umkreise von 20 Meilen in der Nachbarschaft des betroffenen Dorfs nach einer Milzbrandepidemie, aber auch dadurch wurde das Rätsel nicht gelöst. Schließlich führte die Leiche eines Esels auf die rechte Spur. Es stellte sich nämlich heraus, daß unter den Eseln eine ungewöhnliche Sterblichkeit eingetreten war, und von diesen Haustieren hatte sich ohne Zweifel der Krankheitskeim auf die Menschen übertragen. Jetzt erst konnte eine wirksame Bekämpfung der Epidemie eingeleitet werden. —

Technisches.

— **Geräuschlose Abriechtmaschine.** Unter den zahlreichen lärmenden Industrien zeichnet sich die Holzbearbeitung durch ganz besonders laute und unangenehme Geräusche aus. Das Schnärcn, Zischen, Kreischen und Heulen der Drehbänke, Säge- und Hobelmaschinen bildet zu den lautlosen Bewegungen der mit denselben Aufgaben betrauten Metallbearbeitungsmaschinen einen sehr unerfreulichen Gegenfatz. Am auffallendsten ist das fürchterliche Heulen der Abriechtmaschinen, die zum Vorhobeln der Bretter dienen, während die Dickenhobelmaschinen nach ihnen das Hobeln auf genaues Maß besorgen. Die Abriechtmaschine macht mit ihren auf einer Welle sitzenden und sich reißend schnell drehenden Messern ein so starkes Geräusch, daß der arbeitende Mann sein eigenes Wort nicht

hören kann, und verursacht mehr Unruhe, als die übrigen Maschinen zusammen. Es ist nun der Holzbearbeitungsmaschinenfabrik von J. M. Dörner in Leipzig-Stötteritz gelungen, diesen Uebelstand zu beseitigen, und zwar durch eine ganz einfache Abänderung. Die Erfindung besteht darin, daß die Stahlklappen nicht an der Messertwelle eine Anzahl Oeffnungen erhalten, durch welche die Luft an der einen Seite entweichen kann und an der anderen Seite angefangt wird; infolge der dadurch erreichten gleichmäßigen Luftbewegung vermindert sich die Vibration und naturgemäß auch der Ton der Maschine, der nur noch ein mäßiges Summen darstellt. —

(„Techn. Rundsch.“)

Humoristisches.

— **Vadebekanntschafft.** „Na, werden Sie denn nu meine Töchter in Berlin wiedererkennen, Herr Baron?“
 „Auf der Straße — weiß ich nicht. Auf Hofbällen — gewiß!“
 — **Auch ein Schlafpulver.** Einheimischer Bekannter (fröhlich im Hotel): „Wie haben Sie geruht?“
 Fremder: „Gut — allerdings nach Gebrauch von Schlafpulver.“
 Einheimischer Bekannter: „Chloralhydrat, Trional oder Veronal?“
 Fremder: „Zacherlin.“ — („Luftige Blätter.“)

Notizen.

— **„Rosa Margarete“**, ein neues Märchenspiel von Wodo Wildberg, ist vom Prager Landestheater erworben worden. —
 — **Dr. Hans Oberländer** errichtet im Kleinen Theater eine Privatschule für dramatischen Unterricht und Rhetorik. Die Schule wird ausschließlich den Einzelunterricht fördern. Vorgeschriftene Schüler finden Gelegenheit, sich im Ensemble einzuspielen. —
 — **Am Wiener Konservatorium** wird mit Beginn des Schuljahres 1905/06 eine Chor- und Chorleitersschule ins Leben treten. —
 — **Die Große Berliner Kunstausstellung** wird Sonntag, den 1. Oktober, abends geschlossen. —
 — **Der Magistrat in Frankfurt a. M.** beantragt bei der Stadtverordneten-Versammlung, jährlich 10 000 M. in den Etat einzuflellen zur Förderung der Malerei und der verwandten Künste. Es soll eine „Gemälde-Deputation“ gebildet werden, die für das Geld Kunstwerke kaufen bzw. in Auftrag geben soll. —
 — **Ein Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen** für die Umgestaltung der städtischen Kuranlagen in Wiesbaden ist vom Magistrat zum 6. Dezember d. J. erlassen worden. Es sind drei Preise von 1200, 1000 und 750 M. in Aussicht gestellt; ein Anlauf weiterer Entwürfe für je 300 M. ist vorbehalten. —
 — **Sonnenfinsternis und Sonnenringel.** Der „N. Zürich. Z.“ wird von einem Leser geschrieben: Gestatten Sie mir, eine eigentümliche Erscheinung zu erwähnen, die ich bei der letzten Teil-Sonnenfinsternis beobachtete. Es war nach der stärksten Bedeckung der Sonnenscheibe, etwa 2 Uhr 45 Minuten, als ich in der Bahnhofstraße zu Zürich die Schatten der Lindenbäume in ganz merkwürdiger Form erblickte. Während sonst bei starker Sonnenbeleuchtung die Schatten der Baumblätter wie auch die durchfallenden Lichtflecke scharf gezeichnet auf dem Bürgersteige erscheinen, zeigte sich während des Ausganges der Verfinsternerung ein eigentümliches Bild. Statt der hellen Durchsichtsflecke des Laubes waren unzählige größere und kleinere helle Sonnenfischeln zu sehen, die in entgegengesetzter Richtung der am Himmel stehenden Sonnenfischel standen. Es war ein eigenartiges, reizvolles Bild, diese vieltausendfachen, in zitternder Bewegung flimmernden Lichtbilder zu beobachten, bis zur gänzlichen Erhellung der Sonne, wobei dann wie sonst der gewöhnliche Schatten mit Lichtfleden sich wieder einstellte. —
 — **Ueber Vanillevergiftungen** schreibt Dr. Collatz in Darmstadt, der Sachverständige für Vergiftungskrankungen, in der „Darmstädter Zeitung“: Der Giftstoff ist nicht in der Vanille selbst enthalten, wie vielfach angenommen wird, sondern bildet sich unter ihrem Einfluß aus den eiweißhaltigen Bestandteilen der Vanillegerichte. Milch, Rahm und Eier, die hier besonders in Betracht kommen, besitzen besonders im Sommer eine große Neigung zur Zersetzung. Die Vanille begünstigt einerseits die Bildung von Bakterien, andererseits verdeckt sie durch ihren Duft etwaigen schlechten Geruch der Milch. Deshalb sollen Vanillespeisen stets aus frischen Bestandteilen hergestellt werden. Die Gefäße müssen peinlich sauber sein und eine längere Aufbewahrung von Vanillespeisen ist zu vermeiden. An dem Aufbewahrungsort dürfen auch keineswegs Fleisch, Käse und Sauermilch in der Nähe stehen. Bei allgemeiner Erschlaffung des Körpers sollen Vanillespeisen nur vorsichtig genossen werden, auch nach vielem Trinken und bei überfülltem Magen bekommen sie schlecht. —